

Generation Proud



Paula Konstanze Grüning

„Ich habe deutlich mehr gehörlose Freunde als hörende“: Der Coda Daniel Rose

Eingekeilt zwischen zwei Welten fristeten hörende Kinder von tauben Eltern – sogenannte Codas – lange ein Schattendasein, trugen eine schwere Bürde und blieben als Erwachsene den Gehörlosen weitgehend fern. Erst seit gut einem Jahrzehnt zeichnet sich ein Wandel ab

Von Thomas Mitterhuber

Vier Jahre lang war er komplett weg. Weg von der Familie, weg von den Gehörlosen. Mit 15 Jahren zog Daniel Rose aus dem Elternhaus aus und kappte alle seine Verbindungen zu seinem alten Leben, zu seinen gehörlosen Eltern und selbst zu seinem ebenfalls hörenden Bruder. Er hatte die Nase voll von alledem. Es war ein radikaler Einschnitt.

Nach der Schule arbeitete er als Maler, wurde arbeitslos und schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch. Dann heuerte er bei der Bundeswehr an, machte an verschiedenen Stationen seine Ausbildung zum Rettungssanitäter und wurde Unteroffizier. Doch als Deutschland 2001 in Afghanistan einmarschierte, stieg Daniel aus der Bundeswehr aus. In diesen vier Jahren wechselte er den Wohnort so oft, dass es im Rückblick wie eine Odyssee, eine ruhelose Suche erscheint. Oder wie er selbst sagt: „Ein Zigeunerleben.“

Erst als er „ganz unten“ war, besann er sich auf seine Wurzeln zurück. So kehrte er zuerst zu seiner Mutter nach Köln zurück, die inzwischen geschieden war. Und später auch zur Gehörlosengemeinschaft. Da wusste er endgültig: Da gehöre ich hin, da ist meine Welt! „Ich hatte diese Auszeit gebraucht, um zu mir selbst zu finden“, erzählt Daniel heute in einem Café. „Eine Zeitlang fühlte ich mich wie ein Schwerhöriger: mitten zwischen zwei Welten und doch keiner zugehörig.“

Schon mit sieben Jahren musste Daniel als älterer Sohn für seine Eltern übersetzen. Vor allem für seinen Vater, der 1980, kurz nach Daniels Geburt, einen Verein gründete: den Hörgeschädigten-Freizeitverein Werne. Vater Rose war über dreißig Jahre lang Vorsitzender, heute ist er Stellvertreter und Ehrenvorsitzender. „Der Verein war seine Familie, nicht wir – seine Frau und seine Söhne“, sagt Daniel mit einem Lächeln. Er ist ein fröhlicher Mensch, ein Kumpeltyp. Er lacht gerne und herzlich – auch dann, wenn er von

seiner Vergangenheit erzählt. Vieles davon klingt unglaublich.

Um für Zuschüsse und das Clubheim zu kämpfen, nahm sein Vater den kleinen Sohn mit zu Terminen mit lokalen Politikern. Manchmal kam er auch einfach ohne Termin und drängelte sich rein, der Junge schämte sich maßlos. Zum Fußball mit den Nachbarkindern durfte er nicht. Der Vater wollte keinen wichtigen Anruf deswegen verpassen und ließ ihn statt der Hausaufgaben Briefe übersetzen und formulieren. „Eine normale Kindheit war das nicht“, erinnert Daniel sich.

Als Jugendlicher hatte Stefan Goßner mit Selbstwertproblemen zu kämpfen. „Die komplette Verantwortung lag bei mir, mein komplettes Leben wurde mir überlassen“, erzählt der 44-Jährige, der heute als Heilpraktiker in Krumbach lebt. „Das war schön, aber auch manchmal anstrengend, weil ich keinen Ratgeber in meinen Eltern hatte. Und meine Schwester hatte auch nicht immer Lust, ihrem kleinen Bruder zu helfen.“ Seine Schwester ist die Münchner Gebärdensprachdolmetscherin Sabine Goßner. Ihre beiden Eltern sind gehörlos.

Früh Verantwortung übernehmen. Sich den Eltern gegenüber verpflichtet fühlen. Als Kind komplizierte Themen dolmetschen. Die Gebärdensprache nicht richtig beherrschen. Von Mitschülern gehänselt werden. Peinliche Situationen Gehörloser und abfällige Kommentare Hörender ertragen müssen. Die meisten Codos kennen vieles davon nur zu gut. Codos sind hörende Kinder von gehörlosen Eltern, das Kürzel leitet sich vom Englischen „child of deaf adults“ ab (siehe auch Infokasten).

Wenn die Welten der Gehörlosen und der Hörenden aufeinanderprallen, entzünden sich die kulturellen Reibungen oft auf den Schultern der Codos. Lange blieben diese belastenden Erfahrungen unentdeckt, teilweise werden sie auch heute noch verharmlost. Ein Coda zu sein kann eine enorme Last sein. Sie trifft vor allem die Erstgeborenen – so wie bei Daniel Rose. Sein jüngerer Bruder Thorsten wurde als Kind vom Vater weitgehend verschont. Nach seiner „Rückkehr“ fing Daniel in Frankfurt am Main ein berufs begleitendes Dolmetscher-Studium an und wurde zu dem, was er heute ist.

Es ist schon ein Wunder, dass Daniel Rose angesichts seiner Kindheit heute als Gebärdensprachdolmetscher arbeitet. Und dass er mitten in der Gehörlosenszene drin ist – nicht nur auf beruflicher, sondern gerade auch auf privater Ebene. Er sitzt im Vorstand des Familientreffs vom Gehörlosenverband München und war früher regelmäßig beim Fußballtraining der Gehörlosen Bergfreunde dabei. Heute, als Familienvater, hat er nicht mehr die Zeit dafür. Jedoch pflegt er weiterhin private Kontakte zu mehreren gehörlosen Cliquen, die über normale Kundenpflege hinausgehen. „Ich habe deutlich mehr gehörlose Freunde als hörende“, sagt Daniel.

» Ohne Gehörlose gibt es keine Codos «

Wie viele hörende Menschen mit gehörlosen Eltern es in Deutschland gibt, weiß niemand. Wenn man aber von derzeit gut 50.000 Menschen in ganz Deutschland ausgeht, die das „GL“ im Schwerbehindertenausweis haben, dann dürfte die Zahl der Codos sicherlich in die Tausende gehen. Denn laut Forschungen sind im Schnitt neun von zehn Kindern, die Gehörlose bekommen, hörend.

Zwar ergreifen manche Codos den Beruf des Gebärdensprachdolmetschers oder andere Berufe, in denen sie weiterhin Kontakte zu tauben Menschen haben. Zum Beispiel als Gehörlosenlehrer, Vermögensberater oder Sozialarbeiter. Der Großteil der Codos aber hat im Erwachsenenalter nichts mit Gehörlosen zu tun, von der Familie abgesehen. Zwischen 5 und 10 Prozent der Codos haben private Kontakte zu Gehörlosen, schätzt die österreichische CODA-Expertin Isabella Rausch.

In die Praxis von Stefan Goßner kommen zwar ab und zu gehörlose Patienten. Aber insgesamt hat er nur selten außerfamiliäre Kontakte zu Gehörlosen, obwohl er diese Begegnungen durchaus genieße, wie er bedauert. „Gerade in größeren Gruppen Gehörloser fühle ich mich manchmal etwas seltsam. Wahrscheinlich, weil ich nicht sehr gut gebärden kann. Aber sicher auch, weil sie mich mit den vergessenen Unsicherheitsthemen der Kindheit in Verbindung bringen.“ Er schätzt aber die Atmosphäre mit Gehörlosen sehr, die Lockerheit, die Lebendig-

keit, die offene Herzlichkeit. Und Stefan schaut auch immer wieder mal *Sehen statt Hören* an. Heimatfeeling aus einer gewissen Distanz heraus.

Seit die US-Linguistin Millie Brother in den Achtziger Jahren zufällig auf Gemeinsamkeiten zwischen Kindern gehörloser Eltern stieß und 1983 die Organisation CODA International gründete, ist ein internationales Netzwerk entstanden. Brother, selbst Tochter gehörloser Eltern, schreibt auf der Webseite: „Die Coda-Welt wurde zu meiner dritten Option, in der ich ein Gleichgewicht zwischen meinen tauben und hörenden Erfahrungen spürte.“ Das Coda-Sein als Zwischendings, als Drittkultur. Zu ihren Ehren vergibt die Organisation jährlich Stipendien an Codos – mit dem Millie Brother CODA International Scholarship.

Auch auf nationaler Ebene treffen sich die Codos regelmäßig. Hier in Deutschland sind es zwei Wochenenden im Jahr, meistens von Donnerstag bis Sonntag. Auch dafür wurde 2004 die CODA d.a.ch. gegründet, die Coda-Vereinigung für den deutschsprachigen Raum – deshalb das Kürzel d.a.ch. für Deutschland, Öster-

i
INFO



Was die Abkürzungen genau bedeuten

Coda = child of deaf adults (Kind von gehörlosen Eltern ab 18 Jahren)

Koda = kid of deaf adults (Kind von gehörlosen Eltern zwischen 0 und 17 Jahren)

CODA = Organisation/Vereinigung von Codos

Angelehnt an die Schreibweisen von Prof. Dr. Regina Leven



reich und die Schweiz. 2010 als Verein eingetragen, hat er heute zwar nur rund 30 Mitglieder, die CODA-Wochenenden erfreuen sich aber steigender Beliebtheit. Zuletzt, Anfang November bei Berlin, kamen knapp 90 CodaS.

Diese Treffs sind strikt abgeschottet, es darf nur teilnehmen, wer hören kann und zumindest einen gehörlosen Elternteil hat. Dort könne man „sich austauschen, diskutieren, singen, gebärden, lachen, weinen und sich wohlfühlen“, warb die CODA d.a.ch. einst auf ihrer Homepage. Angeboten werden auch Workshops, über deren Themen die Teilnehmer vor Ort basisdemokratisch entscheiden können. Die Teilnehmerschaft wird dann in kleinere Gruppen aufgeteilt, welche Unbeteiligte – darunter selbst CodaS, die bislang noch nicht dabei waren – an Therapierunden erinnern. Die CODA d.a.ch.

als überregionale Selbsthilfegruppe? Dieser Gedanke schrecke manche ab, weiß Daniel Rose. „Aber ich kann jedem Coda nur empfehlen, zu einem unserer Treffs zu kommen!“ Nicht wenige würden das erste Wochenende als Erweckungserlebnis sehen.

Und doch könne es für jemanden, der zum ersten Mal dabei ist, auch zu heftig ausfallen, warnt Daniel. Damit meint der Feldkirchener, dass in diesen Tagen verdrängte Erfahrungen aufgearbeitet werden. Er empfiehlt Neulingen daher einen sanften Einstieg. Sprich: Man muss sich nicht unbedingt an jeder Gesprächsrunde beteiligen.

Nicht nur für Daniel Rose ist der Höhepunkt eines jeden CODA-Wochenendes das sogenannte Storytelling (engl.: Geschichtenerzählen). Dieser Programm-

Coda-Expertin Rausch weiß:

„Viele CodaS fühlen sich verpflichtet, ihren Eltern zu helfen. Das kann hinderlich sein, neue Kontakte zu gleichaltrigen gehörlosen Menschen zu knüpfen.“

punkt findet immer am letzten Abend statt und ist ein Ausgleich zu der oft schweren Kost, die tagsüber kommuniziert wurde, so der CODA d.a.ch.-Veteran Dirk Tabbert. In großer Runde darf jeder, der mag, nach vorne gehen und eine coole Geschichte oder eine lustige Anekdote aus dem eigenen Leben erzählen – egal worüber, egal in welcher Form.

Für die CodaS ist es wie ein Ventil, in diesen Geschichten erkennen sich viele wieder. Dieser Raum schweißt viele Teilnehmer enger zusammen und macht sie letztlich zu einer Art Schicksalsgemeinschaft. Die dort verknüpften Kontakte werden oft auch zwischen den Treffen gerne und intensiv gepflegt. Wie wichtig ein solches Band ist, zeigen Coda-Beziehungen – wie es bei Stefan Goßner und Daniel Rose der Fall ist: Ihre beiden Ehefrauen haben ebenfalls taube Eltern.

Diese Wochenenden sind sicherlich ein Schutzraum, wo die CodaS unter sich sein können – und vor allem sie selbst. „Ich habe das Gefühl, dass ich mein Leben lang der jeweils einen Welt erklären muss(te), wie die andere funktioniert“, schreibt Dirk Tabbert in seinem ZEICHEN-Bericht über die 26. Internationale CODA-Konferenz 2011 in Berlin. An diesen Wochenenden müsse er nichts erklären, da alle Beteiligten wüssten, wie man als Coda groß wird. „Das tut gut.“ Und ein anderer Teilnehmer schreibt auf der Facebook-Pinnwand von CODA d.a.ch.: „Ein Zuhause, wo ich verstanden werde!“

Erst bei den Treffen konnten „viele kleinere praktische Verständnisprobleme“ aufgrund seines Coda-Seins aufgelöst werden, erzählt Stefan Goßner. Der 44-Jährige ist ein deutscher Coda der ersten Stunde, seit dem ersten Mal 2004 hat er kaum ein Treffen ausgelassen. „Diese Wochenenden berühren mich immer sehr tief. Ich bin danach ein reiferer Mensch mit sehr vielen neuen Eindrücken. Und ich merke danach immer mehrere Tage lang, wie ich das Erlebte verarbeite. Die Wochenenden werde ich möglicherweise weiter besuchen, so lange ich lebe.“

„Die frühe Verantwortung einiger Cudas kann eine negative Erfahrung sein“, erklärt Thorsten Rose. Manche Cudas mussten für ihre Eltern Bankgespräche übersetzen. „Mit 14 Jahren hatte ich den Sorgerechtsstreit meiner Eltern zu meiner Person beim Anwalt gedolmetscht. Das sind Erfahrungen, die andere Kinder nicht machen.“ Deshalb seien die Treffen eine gute Möglichkeit zum Austausch, sagt der Vorsitzende von CODA d.a.ch. Es stellt sich die Frage, wieso viele Cudas nicht mit Gehörlosen über ihre Erfahrungen sprechen. Gibt es Hemmungen bei der Kritik an Gehörlosen, weil man somit auch die eigenen Eltern angreift? Hält man sich lieber zurück, da Gehörlose es sowieso schon schwer haben im Leben? Oder fehlt da einfach der Draht, die sprachliche Basis?

» Sobald ich die Deaf Voice höre, kann ich mich sofort entspannen. Sie gibt mir sehr viel Kraft «

„Wenn gehörlose Eltern ein gehörloses Kind bekommen, scheint oft klar zu sein, dass die Gebärdensprache die Familiensprache ist. Bei hörenden Kindern machen sie aber einen Unterschied.“ Für Isabella Rausch, selbst Coda und Gebärdensprachdolmetscherin, ist das ein großer Irrtum. Oft machen gehörlose Eltern, Verwandte und auch Personen außerhalb

der Familie den Fehler, zu den hörenden Kindern in Lautsprache oder mit begleitenden Gebärden zu sprechen – also in einer Kommunikationsform, die sie als Gehörlose oft selbst nicht richtig beherrschen, in dem Glauben, das sei besser für die Sprachentwicklung. Paradoxerweise übernehmen sie damit unbewusst die Haltung ihrer eigenen hörenden Lehrer, deren Oralismus ja zu Recht kritisiert oder abgelehnt wurde. Die Folgen können fatal sein.

Seinen Eltern konnte der Komponist Helmut Oehring seine Mobbing Erfahrungen aus der Schule nicht erzählen, weil er nicht wusste, wie er diese in Gebärden ausdrücken sollte. Und Stefan Goßner vermisste es als Jugendlicher, mit Mutter und Vater philosophisch zu diskutieren: „Mit fehlten dafür die richtigen DGS-Vokabeln. Und lange habe ich die Ungebildetheit meiner Mutter mit mangelnder Intelligenz verwechselt. Mir war bis zu meinem frühen Erwachsenenalter nicht klar, wie unglaublich schlecht die Schulbildung für ‚Taubstumme‘ damals war. Ich habe daher viele Leistungen meiner Eltern zu niedrig eingeschätzt.“

Dass gehörlose Eltern nicht in ihrer Muttersprache mit ihren hörenden Kindern kommunizieren, wird als „Language Deprivation“, als sprachlicher Entzug bezeichnet. Cudas können aber nicht nur

direkt davon betroffen sein, sondern auch indirekt. Damit ist gemeint, dass die Eltern selbst als Kinder Opfer von sprachlichem Entzug waren (etwa weil in den Schulen die Gebärdensprache verpönt war) und sich dieser Rückstand auch auf ihre eigenen Kinder auswirken kann. Bildung ist erblich, heißt es.

Auch die soziale Akzeptanz von Cudas als Mitglieder der Gebärdensprachgemeinschaft ist ein entscheidender Faktor. In der Regel werden sie von der Community bloß als hörender Sohn oder hörende Tochter wahrgenommen. Die Wienerin Isabella Rausch kennt das: „Auch nach 15 Jahren Dolmetschen werde ich oft auf meine Eltern angesprochen, das hört nicht auf. Entweder kannte jemand meine Mutter oder meinen Vater.“

In vielen Augen älterer Gehörloser ist sie vor allem die Tochter der Rauschs. Und somit weniger ein eigenständiges Individuum mit eigenen Erfahrungen und Werten. Diese ausgrenzende Betrachtung sei „eine wichtige Schmerzensquelle für viele Betroffene“, die zu einem Massenexodus von Cudas aus der Gemeinschaft führe, kritisiert der US-amerikanische Coda Erik Witteborg. Amy Williamson, US-amerikanische Coda und ASL-Dolmetscherin, beklagte sich 2012 in einem Online-Aufsatz über die „Unsichtbarkeit des Dazwischenseins“.



Ihren Stolz auf das taube Elternhaus bringen viele Cudas zum Ausdruck, hier künstlerisch

Wie werden Codas heute wahrgenommen? Wie kommunizieren Gehörlose mit ihnen? Haben sie überhaupt einen Platz in der Gemeinschaft?

Klar ist jedenfalls: Ohne Gehörlose gibt es keine Codas, sie sind untrennbar miteinander verbunden. Die Kommunikationsbehinderung schließt Gehörlose de facto von der Teilhabe an der Gesellschaft aus. Und diese schließen ihre eigenen Kinder wiederum aus, teilweise sprachlich und im Erwachsenenalter auch kulturell. Das macht die Codas zu einer Rand-Randerscheinung.

Googelt man nach „coda“, kommen erst mal lauter andere Sachen heraus wie ein Dateisystem oder Beziehungspflege. Erst das neunte Suchergebnis führt zu der hier gemeinten Definition. Interessant auch, dass Coda im Italienischen „Schwanz“ bedeutet, und in der Musik den abschließenden Teil eines Stücks. Das Coda-Kind hintendran, abgestempelt als hörendes Anhängsel der gehörlosen Eltern? Sicher nur ein Zufall – und irgendwie doch keiner.

Vielleicht sind Gehörlose aber auch schuld an dieser Unsichtbarkeit. Die Webseitensuche des Deutschen Gehörlosen-Bundes (DGB) spuckt nur zwei entfernte Hinweise zu „coda“ aus. Auf vielen anderen Gehörlosen-Homepages kommt Ähnliches heraus. Die Interessenvertretung der Gebärdensprachdolmetscher (bgsd) ist Mitglied im DGB. Und die der Codas? Fehlanzeige. Verstecken die Gehörlosen ihre eigenen hörenden Kinder? Wenn heute gerne von der Gebärdensprachgemeinschaft gesprochen

wird, fühlen sich da auch Codas angesprochen?

Codas in Vorständen von deutschen Gehörlosenverbänden lassen sich nur an einer Hand abzählen. Interessanterweise spricht Williamson auch von einem Mangel an engagierten Codas in gehörlosen- bzw. gebärdensprachrelevanten US-Verbänden. Für Stefan Goßner wäre Gehörlosenpolitik ohnehin „zu aufwühlend“. Geschichten wie die von der drohenden Zwangsimplantation eines gehörlosen Kindes würden ihn in eine schlimme Mischung aus Wut, Entsetzen, Hass und Resignation versetzen, sagt er. „Ich merke da deutlich, wie emotional verstrickt ich bin.“

» Krank, weil man gehörlose Eltern hat? Morbus Codanesis? «

Wenn Daniel Rose seinen gehörlosen Kumpels per WhatsApp schreibt, dann kommen seltsame Wörter wie „omal“ oder „eluch“. Es sind Mundgestiken von Gebärdenden, die die Kumpels aus Spaß verschriftlicht haben. Deaf Slang. Sitzt Daniel mit ihnen zusammen bei einem Bier, wird zu ihm gebärdet, als wäre er gehörlos. Das ist keine Selbstverständlichkeit: Oft noch verstellen Gehörlose ihre DGS, wenn eine hörende Person anwesend ist. Man gebärdet anders – sauberer, vornehmer, ja manchmal näher zur Lautsprache.

Üblich ist es nicht, dass Gehörlose einen Hörenden derart tief in ihre Welt reinlassen. Einfach war es aber nicht immer, weiß Daniel: „Als ich 2008 nach München zog, brauchte ich ein ganzes Jahr, bis ich akzeptiert wurde.“ Mittlerweile geht er regelmäßig mit älteren Gehörlosen in die Sauna und fährt jedes Jahr mit seinen Kumpels ein paar Tage weg zum Skifahren, es ist inzwischen zu einem Ritual geworden. „Wenn ich mich am Ende bedanke, als einziger Hörender dabei sein zu dürfen, wimmeln sie mich gerne ab, ich sei ja doch sowieso gehörlos“, erzählt Daniel lachend. Er nimmt das als Kompliment. Nur mit Gehörlosen könne er sich ewig lang unterhalten, bis in die Früh. „Bei Hörenden reicht es mir schon nach einigen Stunden.“

Wer glaubt, die Gebärdensprache sei eine stille Sprache, der irrt sich. Gebärdende Gehörlose produzieren viele Geräusche,

unbewusst. Hände, die auf den Körper aufschlagen, Mundlaute bei Spezialgebärdenden, außerdem schwingt bei manchen die Sprechstimme mit. Und wenn taube Menschen versuchen, sich in der Lautsprache auszudrücken oder den Namen ihres hörenden Kindes rufen, wird die Stimme oft schrill-verzerrt – aufgrund der fehlenden akustischen Kontrolle. Es ist die sogenannte Deaf Voice (engl.: Gehörlosenstimme).

Über diese Deaf Voice schrieb die Linguistikprofessorin Regina Leven einst im ZEICHEN: „Von Gehörlosen oft als Makel empfunden, von Hörenden als Zeichen von Minderbegabung interpretiert, können wir Codas kreativ davon profitieren. Wohltuende Heimatklänge. Codasprache.“

„Sobald ich die Deaf Voice höre, kann ich mich sofort entspannen. Sie gibt mir sehr viel Kraft“, sagt Daniel. Diese Geräusche vermitteln ihm ein Gefühl von Heimat – und nicht nur ihm. Auf den CODA-Treffs ist die Deaf Voice ein wichtiger Bestandteil. Dort imitieren viele Codas die verzerrten Stimmen ihrer eigenen Eltern. Auf Außenstehende würde das irritierend wirken. Für Hörende klingen diese Laute ohnehin befremdlich. Und Gehörlose würden sich veräppelt vorkommen. „Dabei ist es keine Verarsche“, versichert Daniel.

In den USA haben schon eine ganze Reihe von Codas ihre Erfahrungen künstlerisch aufgearbeitet. Codawann, Abababa, Half-n-half und die Coda Brothers zum Beispiel. Sie tourten durch das Land, traten auf Bühnen auf und erzählten Anekdoten aus ihrer Kindheit. Manche von ihnen präsentierten auch Performances, meist eine Mischung von Musik plus ASL. Ein Zwischendings eben. Von diesen Künstlern gibt es zahlreiche Videos auf YouTube.

Codas in Deutschland, die gebärdensprachbezogene Kunst präsentieren, gibt es nur vereinzelt. Helmut Oehring, der berühmte Komponist, sagt zwar, seine Musik habe Elemente aus der Gebärdensprache. Und er arbeitet regelmäßig mit Gehörlosen zusammen, etwa der Gebärdensolistin Christina Schönfeld. Aber seine künstlerische Arbeit richtet sich doch verstärkt an ein hörendes Publikum. Anders die Werke von Ute Sybille Schmitz:



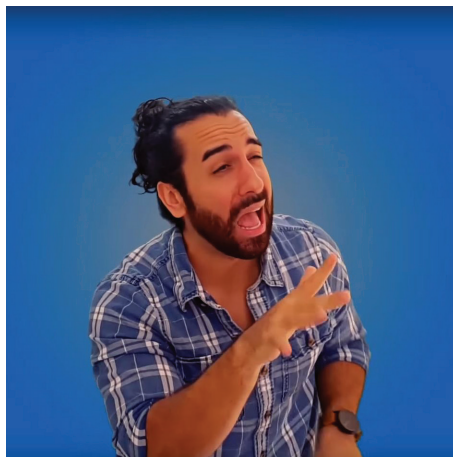
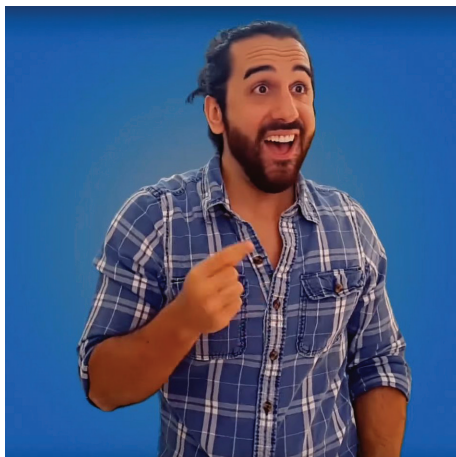
INFO

Infos für und über Codas Webseiten:

www.coda-dach.de
www.coda-eltern-treffen.at
www.coda-international.org

Buch:

Scheithauer, Raith-Kaudelka, Peter: *Gemeinsam in zwei Welten leben, Ratgeber für gehörlose Eltern* (2010 erschienen, momentan vergriffen)



YouTube/ewitty

Spielerisch, kunstvoll, humorig und mit viel Coolness: Auf YouTube begeistert Erik Witteborg alias ewitty seine Fans

Sie ist seit einigen Jahren Regisseurin beim Berliner TaubenTheater, das zuletzt beim 7. DEGETH-Festival zwei Preise holte. Und 2006 gewann eine junge Österreicherin, Tochter gehörloser Eltern, die Goldene Hand in der Kategorie Damen beim 6. Gebärdensprachfestival in Berlin: Isabella Rausch.

In den USA ist in den letzten Jahren ein leuchtender Stern am Coda-Himmel aufgetaucht, einer von der anderen Sorte: Erik Witteborg. Der Medizinstudent postet seit einigen Jahren regelmäßig Videos auf YouTube und Facebook, in denen er so rasant und flüssig mit der ASL spielt, dass er viele taube Amerikaner in den Schatten stellen dürfte. Was ihn von den etablierten Coda-Künstlern unterscheidet: Witteborg stellt sein Coda-Sein nur selten in den Vordergrund. Er feiert die American Sign Language und die Gehörlosenkultur. Spielerisch, kunstvoll, humorig und mit viel Coolness.

Der Titel seiner Facebook-Seite lautet: \m| Memes. Memes sind kleine Bild- oder Videoschnipsel, die sich über das Internet schnell verbreiten. Und die auf den ersten Blick kryptischen Zeichen links stehen für die „ILY“-Hand – das weltweite Symbol der Gehörlosen. Geballte Deaf Power!

Nicht nur: Witteborg beteiligt sich an den (Video-)Diskussionen in der tauben US-Community und befeuert neue Debatten, etwa zu den Themen ASL, Taubheit und natürlich Codas. Witteborg verfasste auch vielbeachtete Aufsätze über sprachlichen Entzug und die systematische Unterdrückung von Codas – kids of deaf adults. Kinder von gehörlosen Eltern zwischen 0 und 17 Jahren.

Witteborg war derjenige, der 2016 in einem Aufsatz den Massenexodus von Codas thematisierte. Schuld sei die medizinische Ideologie, die viele Gehörlose verinnerlicht hätten. Diese habe eine Trennlinie geschaffen zwischen Gehörlosen und Hörenden und würde gehörlosenkulturelle Aspekte ausblenden. Mit der Folge, dass Menschen, die zwar hören, aber auch gebärden können und sich der Gehörlosengemeinschaft verbunden fühlen, nicht als vollwertige Mitglieder akzeptiert würden. Diese Trennlinie sei der Grund, warum viele erwachsene Codas der Gemeinschaft fernbleiben würden. Es ist „vielleicht der stärkste Motor“ des Exodus (= Auszug, Flucht) von Codas und Codas, beklagt der Kalifornier.

» Das Bewusstsein bei gehörlosen Eltern für ihre Kinder ist größer als vor zwanzig Jahren «

Isabella Rausch ist der gleichen Meinung. Sie fühlt sich in der Gebärdensprachgemeinschaft zu Hause. „Sie stärkt mich, nährt mich und ich fühle mich zugehörig. Das war nicht immer so. Und doch gibt es dort zwar beruflichen, aber noch keinen kulturellen Platz für erwachsene Codas.“ Die Gebärdensprachdolmetscherin arbeitet heute auch als Psychotherapeutin und nennt sich CODA-Expertin. Sie wünscht sich eine stärkere Willkommenskultur bei Gehörlosen, dafür will sie sich einsetzen.

Isabella weiß aber auch: „Viele Codas fühlen sich verpflichtet, ihren Eltern zu helfen. Das kann hinderlich sein, neue Kontakte zu gleichaltrigen gehörlosen Menschen zu knüpfen.“ „Ich kenne einige, die wünschen sich den Tod ihrer

Eltern, um endlich ‚frei‘ von der Verantwortung für diese zu sein“, sagt Daniel Rose. Es sind vereinzelte Extremfälle. So wie der tragische Fall in Österreich im vergangenen Jahr: Mit einem Baseballschläger tötete ein hörender Sohn seine gehörlosen, pflegebedürftigen Eltern aus Verzweiflung. Laut Medienberichten waren die Eltern nicht bereit gewesen, externe Hilfe anzunehmen.

In diesem Jahr bot Isabella in Wien eine Psychotherapiegruppe für Codas an, über insgesamt sieben Sitzungen. Psychotherapie? Krank, weil man gehörlose Eltern hat? Morbus Codanesis? „Wo Psychotherapie draufsteht, muss nicht immer Krankheit behandelt werden“, erklärt Isabella. Psychotherapeutische Gruppen gebe es weltweit zu unterschiedlichen Themen, zum Beispiel für Frauen, Paare oder Jugendliche. In einer Psychotherapie hätten die Codas die Möglichkeit, ihr eigenes Erleben und Handeln kennenzulernen und zu reflektieren – im Beisein einer Fachkraft. Dies unterscheidet sie von einer Selbsthilfegruppe. „Codas brauchen einen Raum, um ihre kulturelle Identität zu finden und zu festigen“, sagt die Psychotherapeutin und meint den Raum als Drittkultur. Für 2018 will sie das wieder anbieten.

Die Zeiten scheinen sich allmählich zu ändern. Immer mehr gehörlose Eltern und ihre hörenden Kinder setzen sich mit dieser Thematik, mit den Unterschieden der Kulturen auseinander. Dazu trägt auch CODA d.a.ch. bei, der Verein gibt Vorträge und organisiert Coda-Eltern-Tage, kurz CET. Seit wenigen Jahren auch eigene Veranstaltungen für die jungen Codas. In Österreich wird 2018 bereits das achte



Coda-Eltern-Wochenende abgehalten, organisiert vom Landesverband der Gehörlosenvereine Oberösterreich. Auch eine Wiederholung des einwöchigen Koda-Sommerscamps ist für Juli/August angekündigt.

Isabella Rausch freut sich über die große Bereitschaft, sich mit der Drittkultur-Thematik von Codas zu befassen: „Wer hätte vor 20 Jahren gedacht, dass der Österreichische Gehörlosenbund einen KODA-Tag in seinem Haus veranstaltet oder der WITAF ein Camp für Kids & Eltern aus dem deutschsprachigen Raum organisiert?“

Auch Thorsten Rose bemerkt „einen deutlichen Wandel“, ein „Umdenken“. Codas der älteren Generation hätten noch wenig Bezug zu der Gehörlosenkultur. Die nächste Generation sei aber stolz auf ihr Erbe und identifiziere sich besser damit. „Das Bewusstsein bei gehörlosen Eltern für ihre Kinder ist größer als vor zwanzig Jahren“, sagt der jüngere Bruder von Daniel Rose.

Das Coda-Sein scheint auch in Deutschland eine immer positivere Bedeutung zu erhalten. Auf Facebook nennt einer sich „Stefan Coda“, eine andere „Fortunately a Coda“ (engl.: Zum Glück eine Coda). Und Isabella Rauschs Webseite trägt das Motto „Selbstverständlich CODA“. Sie sagt, sie sei „100 Prozent stolz“ auf ihre Wurzeln. Es ist ein Stolz, der vor der Jahrtausendwende noch undenkbar gewesen wäre. In dem Italiener Cesare Magarotto sieht sie ein Vorbild: Der hörende Sohn gehörloser Eltern gründete 1951 die Weltvereinigung der Gehörlosen (WFD) mit und wurde der erste Generalsekretär

– 36 Jahre lang. Auf Facebook schreibt Isabella dazu den Hashtag: #CODAmittendrinstattnurdabei.

Woher dieser Wandel? Sind es diese CODA-Veranstaltungen? Dass allmählich immer mehr Codas sich in der Gebärdensprachgemeinschaft wohlfühlen, liegt offensichtlich auch an den veränderten Lebensbedingungen für Gehörlose: mehr professionelle Dolmetscher, bessere Bildungschancen, die höhere (Selbst-) Akzeptanz, das stärkere Bewusstsein um die eigene Muttersprache. Alle diese Er rungenschaften spiegeln sich in ihren Nachkommen wieder – den gehörlosen, aber sicher auch den hörenden Kindern.

Vor 20 Jahren undenkbar, wie Rausch meint: Treffen und Camps bereits von Kindesbeinen an

Die heutigen Kodas wachsen mit einem anderen Selbstverständnis auf. So wie Corina Hollweck. Dass ihre Eltern gehörlos sind, spielte für die heute 21-Jährige kaum eine Rolle: „Für mich war das ganz normal. Den Großteil meiner Freizeit verbrachte ich in der gehörlosen Welt, wir trafen uns oft mit anderen Familien. Ich hatte eine tolle Kindheit.“

Dass Corinas Eltern überdurchschnittlich gebildet und selbstbewusste Persönlichkeiten sind, die sich in München seit Jahren für Gehörlose engagieren, hat sicher dazu beigetragen. Und auch, dass ihre etwa gleichaltrigen Cousins gehörlos sind. Außerdem baten Corinas Eltern sie nie um Telefonate. „Diese Situation hat mich nie belastet. Deshalb habe ich oft Telefonate freiwillig übernommen, wenn das Thema nicht zu kompliziert war.“ Die Coda war sogar drei Jahre lang in der Samuel-Heinicke-Realschule für Gehörlose, dort fühlte sie sich wohl. Dass auch hörende Kinder gehörloser Eltern ein Recht darauf haben sollen, schulische Bildung in Gebärdensprache vermittelt zu bekommen, ist für Isabella Rausch sehr wichtig.



Marcel Hargeshmeier

Drei Jahre auf einer Gehörlosenschule, heute nicht nur in der Community aktiv: Corina Hollweck



Vorträge, Workshops, Treffen: Unter Codas ist ein lebendiger Austausch entstanden

Heute studiert Corina Hollweck in Landshut Gebärdensprachdolmetschen im fünften Semester. Bei der Organisation des 7. DEGETH-Festivals hat sie einige Monate mitgearbeitet und ist heute auch öfters unter Gehörlosen unterwegs.

Ein wichtiger Aspekt wäre, dass gehörlose Eltern die typisch hörenden Interessen ihrer Kinder respektieren und auch unterstützen. „Ich wurde von meinen hörenden Großeltern musikalisch sehr gefördert mit Chor, Klavier- und Querflöten-Unterricht. Alles in allem kann ich nicht sagen, dass mir irgendetwas gefehlt hat“, sagt Corina. Daniel Rose musste andere Erfahrungen machen: Weil seine Eltern nicht bereit waren, ihm ein Schlagzeug zu finanzieren, musste er es selbst organisieren. „Schlagzeug zu spielen war schon als Jugendlicher ein sehr wichtiger Ausgleich für mich – bis heute. Schade, dass meine Eltern das damals nicht erkannt hatten.“

„Leider ist die ganze Thematik noch nicht so verbreitet“, sagt Thorsten Rose. Die CODA d.a.ch. arbeite aber mit Hochdruck an der Öffentlichkeitsarbeit, um möglichst viele Gehörlose über Codas aufzuklären. Das Ziel sei es, dass der Verein DIE bundesweite Anlaufstelle für Coda-Fragen werde, hofft Stefan Goßner.

Auch bei den Gehörlosen tut sich etwas. Der Bayerische Gehörlosen Sportverband lud 2014 und 2016 zu Spielen ohne Grenzen ein – Hörende waren ausdrücklich willkommen, zahlreiche Codas kamen. In einigen Sportvereinen trainieren seit längerem Codas mit und nehmen auch

an Gehörlosen-Wettkämpfen teil, außer Wertung. In Köln setzt sich seit 2008 der Verein Gehörlose Eltern-CODA (kurz GECO e. V.) für ein besseres Miteinander zwischen Codas und Gehörlosen ein. Angeboten werden regelmäßige Treffs, Ausflüge und Vorträge. Noch ist das nicht viel, aber es sind kleine Lichtblicke. Die Coda-Eltern-Tage in Deutschland und Österreich werden übrigens gemeinsam von Codas und Gehörlosen organisiert.

„Wir sehen die Partnerschaft als einen gemeinsamen Weg und streben eine langfristige Zusammenarbeit an“, sagt Thorsten Rose. „Codas und ihre Eltern brauchen uns erwachsene Codas als Vorbilder. Wir können sie zum Beispiel darin unterstützen, wie ihre Beziehung, ihre Kommunikation verbessert und gestärkt werden kann.“

Aufklärung allein reicht allerdings nicht aus. Wie künftig das Verhältnis zwischen Gehörlosen und Codas wird, hängt auch davon ab, wie Gehörlose sich sehen: als medizinisch Hörgeschädigte oder als Mitglied einer sprachkulturellen Gruppe. Taubheit als Identität, Gebärdensprache als Muttersprache.

Wie wichtig die Gehörlosen für Codas sind, beschreibt Stefan Goßner vielleicht am besten: „Ich habe manchmal Träume von einem Gehörlosendorf, das man gründen müsste. Wo man nahe genug beieinander wohnt, um Gehörlosenkultur zu leben. Und wo man eine wirklich gute Gehörlosenschule hätte und so weiter.“ ■



INFO

Bekannte Codas in Deutschland, die nicht (nur) als Dolmetscher wirk(t)en:

Seit 2014 ist die Linguistin **Prof. Dr. Uta Benner** an der Hochschule Landshut zuständig für die Ausbildung von Gebärdensprachdolmetschern.

Peter Fiebiger engagiert sich seit Jahrzehnten im Gehörlosensport, zeitweise auch als DGS-Präsidiumsmitglied. 2016 wurde er zum Ehrenmitglied gekürt. Heute ist er Vorsitzender des Gehörlosen-Sportverbands Niedersachsen.

Als Sohn des berühmten gehörlosen Ehepaars Käthe und Pierre George leitet **Patrick George** die Geschäftsstelle des Landesverbands der Gehörlosen Bremen und arbeitet auch als Gebärdensprachdolmetscher.

Prof. Dr. Regina Leven war seit den Anfängen des Instituts für Deutsche Gebärdensprache wissenschaftliche Mitarbeiterin und leitete später den Studiengang Gebärdensprachdolmetschen in Magdeburg.

Ulrich Möbius ist Schulleiter der Ernst-Adolf-Eschke-Schule in Berlin, der letzten reinen Schule für Gehörlose in Deutschland.

In seiner Autobiografie *Mit anderen Augen* beschrieb er seine schwierige Kindheit und sagt, die grammatikalische Struktur seiner Musik sei der Gebärdensprache entlehnt. Der Komponist **Helmut Oehring** dürfte wohl als bekanntestes Coda gelten.

Die Gebärdensprachdolmetscherin **Ute Sybille Schmitz**, besser bekannt als Billa, setzt sich im Verein Visionäre e. V. für kulturelle Projekte ein, etwa Theateraufführungen oder Kurzfilme.

Als Vorsitzender des ZfK e. V. ist **Uwe Schönfeld** eine feste Größe im berlin-brandenburgischen Raum. Außerdem ist der Ehemann der gehörlosen Christina Schönfeld seit Jahren an der Spitze des Landesverbands der Gehörlosen Brandenburg.